Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 22

Artikel: Sei gegrüsst viel tausendmal!

Autor: Böttcher, Max Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642415

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zwei Gondeln ins Wasser und verschwand vor den Vaters Augen, die Haselrute mit der rechten Hand krampfhaft umklammernd ...

Der Dessinateur starrte das Unheil eine Sekunde ratlos an — dann sprang er dem Schwergefährdeten, da niemand sonst zur Stelle war, mit allem, was er an sich trug, nach. Wie Donnerschall schlug ihm das Wasser ins Ohr und schnürte ihm die Kehle zusammen. Doch dank der hölzernen Handhabe des Versunkenen gelang es dem Retter, Matthias an seinen Lockenhaaren zu fassen und in eine Gondel zu stoßen. Ihm selbst aber, dem Mann der schweren Räusche und verderblichen Leidenschaften, griff der Schreck mit eisiger Hand ans Herz, daß es augenblicklich stillstand wie die Räder seiner Uhr.

Die Schiffsleute, welche eine Minute später an der Unglücksstätte erschienen, zogen einen Lebenden und einen Toten auf die Hafenmauer. Des einen bemächtigte sich der ebenfalls zu spät gekommene Bleicher Angehr, welcher ihn eilig von dannen führte, den anderen, den man ohne weiteres als den Schützenkönig Oberholzer erkannte, trugen die Männer gerührt in den „Treustädter-Hof". Und mancher ehrsame Bürger, den des großen Eidgenossen Leben anwiderte, mußte bei der Kunde seines Todes gestehen: „Der Mann hat doch noch ein rühmliches Ende genommen!"

Das gleiche, nur viel inniger, dankerfüllter, dachte die Mutter des Geretteten, als sie ihr Eigentum tiefbewegt in die Arme schloß und dabei das Schicksal ihres Verführers vernahm.

„Am heutigen Tage hat er meinem Kinde zum Leben verholfen! Heut, lieber Matthias, hat dir der Himmel einen Vater gegeben, dem du ewig für dein Dasein danken mußt!"

— Ende —

Sei gegrüsst viel tausendmal!

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Am späten Nachmittag kam die Extra-Post in dem böhmischen Kurort Karlsbad an, und in einem kleinen Gasthause von Fischern, einem Vororte des Weltbades, nahmen sie Quartier.

„Woher kommen die Herrschaften?" fragte der Wirt und legte das polizeiliche Meldebuch zum Einschreiben bereit.

„Wir kommen aus Zwickau."

„Ah, aus Zwickau, dem kleinen sächsischen Bergstädtchen! Und die Namen, wenn ich bitten darf?"

„Ich bin der Verlagsbuchhändler Alexander Schumann, der Knabe da ist mein Sohn Robert."

„Wie alt ist der Kleine, Herr Verlagsbuchhändler?" fragte der Wirt, während er seine Eintragungen machte.

„Ich bin 1810 geboren, am 8. Juni, also bin ich neun Jahre alt!" gab der geweckte Junge rasch Auskunft.

„Schön! Also schreibe ich: Herr Verlagsbuchhändler Schumann mit neunjährigem Sohn Robert, beide aus Zwickau. — Und der andere Herr?" wandte er sich an den Begleiter der beiden.

„Ich bin der Organist Kuntsch von St. Marien in Zwickau, ich bin der Klavierlehrer des kleinen Robert Schumann."

„Danke vielmals! Und Zweck der Reise?! Glauben Sie ja nicht, ich sei so neugierig, aber unsere hohe Polizei ist etwas sehr peinlich genau in der Anmeldung, und es ist meine Pflicht, das zu erfragen und miteinzutragen."

„So schreiben Sie also der Wahrheit gemäß als Zweck der Reise: Besuch des Konzertes des Klaviervirtuosen Moschels aus Leipzig im Kursaale zu Karlsbad.

„O, den Herrn von Moschels wollen Sie hören! Ja, da werden Sie eine Freud' haben! Der ist eine Weltgröße, so einen gibt's nimmer ein zweites Mal auf Erden, und Sie werden sehen, Ihre weite Reise von Zwickau bis Karlsbad hat sich gelohnt. Uebrigens, wenn Sie den Herrn von Moschels persönlich kennen lernen wollen, gebe ich Ihnen meine Karte mit, ich kenne ihn gut, wissens, noch aus seiner Anfängerzeit, als er noch nicht berühmt war, da ist er auch bei mir abgestiegen, aber jetzt, wo er tausend Gulden für den Abend kriegt, da wohnt er natürlich bei Pupp im Quisisana!" —

Und nun saßen der Vater Schumann und Robert und der alte Kantor im Kursaale, und der wackere Wirt war gleich mitgekommen, und ehe das Konzert begann, erfuhr der Wirt, daß der kleine Robert Schumann trotz seiner Jugend schon recht Tüchtiges leiste, und sein Musiklehrer, der alte Organist Kuntsch, lobte ihn mit den Worten: „Von mir kann er nun nichts mehr lernen, er muß sich halt allein weiterfinden!"

Vater Schumann erklärte nun, daß er seinen Sohn Musik studieren lassen wolle, er habe sich deshalb mit dem Dresdner Opernkapellmeister Karl Maria von Weber, der durch seine romantischen Opern ja so berühmt geworden sei, in Verbindung gesetzt, daß er den Robert als Schüler aufnehme, aber leider haben sich die Verhandlungen zerschlagen. In diesem Augenblick begann das Konzert. Der Virtuose Moschels, seinerzeit trotz seiner Jugend der berühmteste Klavierkünstler des Kontinentes, betrat das Podium und setzte sich an den Flügel, und mit unsagbarer Hingabe lauschte nun Robert dem berauschenden Spiele des gottbegnadeten Künstlers. Und hier, in dieser Stunde (so berichtet Robert Schumann später selbst) reifte in ihm der Entschluß, sein ganzes Sinnen und Trachten dem Klavierspiel zu widmen. — In der Pause nahm der freundliche Wirt, der ja den Virtuosen von früher her kannte, den kleinen Robert mit in das Künstlerzimmer und stellte ihn Moschels vor. Nun war des Knaben Glück vollkommen. Moschels hatte zufällig einen Konzertzettel in der Hand und in gedankenloser Spielerei zerknüllte und faltete er den Zettel mit seinen schlanken Händen und rollte ihn dann wieder auf, während er mit dem Knaben sprach, dann warf er den Programmzettel achtlos beiseite. Als aber das Konzert zu Ende war, schlich sich Robert in jugendlicher überschwänglicher Schwärmerei zum Künstlerzimmer, suchte sich den Zettel, den der berühmte Künstler in Händen gehabt und barg ihn in seiner Brusttasche, und noch lange Jahre bewahrte er ihn als kostbare Reliquie auf. Wenn er einmal beim Ueben ermüdender Etüden die Lust verlor, holte er den Zettel aus dem Schubfach und legte ihn auf das Klavier, und dadurch schöpfte er neue Kräfte und übte unverdrossen weiter. So war er auf dem besten Wege, in der Tat ein großer Klavierkünstler zu werden, besonders auch, als er dann später in Leipzig, wo er Rechtswissenschaften studierte, von Friedrich Wieck, dem berühmten Klavierpädagogen, Unterricht erhielt. Aber sein Eifer und Streben nach größter Vervollkommnung sollte ihm verhängnisvoll werden, denn er zog sich durch ein unglückliches Experiment, welches seine Fingerfertigkeit im Klavierspiel erhöhen sollte, eine Lähmung des rechten Mittelfingers zu. Er hing den dritten Finger seiner rechten Hand in eine Schlinge, die an der Zimmerdecke befestigt war und übte stundenlang mit den übrigen Fingern. Eine Lähmung und Sehnenzerrung war die Folge und setzte der Virtuosenlaufbahn mit einem Schlage ein Ende, für uns, der Nachwelt, bestimmt ein Glück. Als Klavierkünstler wäre Robert Schumanns Name längst vergessen, aber nun sah er sich gezwungen, wollte er nicht seiner geliebten Musik überhaupt Valet sagen, sich der

Komposition zuzuwenden, und dadurch wurden uns so unendlich viele köstliche, unvergängliche Musikwerke geschenkt.

In diesen Jahren war am Künstlerhimmel ein neuer Stern aufgegangen, ein Wunderkind, und zwar diesmal ein Mädchen, das sogar den greisen Goethe, der sonst kein Freund der Wunderkinder war, entzückte. Das Mädchen hieß Klara Wieck und war die neunjährige Tochter von Roberts Klavierlehrer Wieck. Mit ihrem Vater unternahm sie weite Konzertreisen über Dresden, Weimar, Kassel, Frankfurt und Paris und erntete überall stürmische Erfolge. In Weimar trug der Herr geheime Rat von Goethe das Stuhlkissen eigenhändig für sie herbei und schenkte ihr zum Abschied sein Brustbild-Medaillon mit der Widmung: Der geistreichen Klara Wieck! — Wenn das ein Goethe von einem zehnjährigen Kinde sagte, mußte dies Mädchen wohl von außergewöhnlichen Gaben gewesen sein, und auch andere berühmte Männer wie Mendelssohn, Alexander von Humbold und Chopin waren von der kleinen Klara Wieck hingerissen. — Ist es da ein Wunder, daß solch empfängliches Gemüt wie das eines Robert Schumann, von dem jungen Geschöpfchen, als es zur Jungfrau erblüht war, bezaubert wurde. Erst spann sich zwischen Robert und Klara ein geschwisterliches Verhältnis. Sie musizierten zusammen, denn Klara führte die Kompositionen Schumanns auf, täglich wanderten sie zwei bis drei Stunden in Leipzigs Umgebung durch Wald und Flur, bis sich die beiden jungen Menschen klar waren, daß sie für immer zusammengehörten, aber Vater Wieck, sonst dem jungen Schumann sehr gewogen, hatte mit seiner als Klaviervirtuosin weltberühmten Tochter höhere Pläne, als sie einem noch wenig bekannten Komponisten zur Frau zu geben. Er wies Roberts Werbung rundweg ab und verlegte seinen Wohnsitz nach Breslau. Nun war Roberts heißestes Streben, sich einen Namen zu schaffen und sich der Geliebten würdig zu zeigen. Er baute die von ihm gegründete Musikzeitung weiter aus, er arbeitete unermüdlich, erntete auch viel Erfolg und Beifall, ja, die Universität daß sie für immer zusammengehörten. Aber Vater Wieck, blieb unerbittlich, und so mußten sich die beiden schließlich, weil sie sich so fest und treu liebten und nicht voneinander lassen konnten, die Heiratserlaubnis gerichtlich erzwingen, da Klara unterdessen großjährig geworden war, aber nach den damaligen Gesetzen doch noch die Erlaubnis des Vaters brauchte. Im September 1840 ließen sie sich in aller Stille in Schönefeld, einem Dorfe bei Leipzig, trauen, und kein Geringerer als der große Franz Liszt, der Schumann sehr verehrte, hat zur Trauung der beiden köstliche Worte gesprochen.

Und nun begann in dem Leben der beiden endlich Vereinten eine köstliche Zeit. In dem kleinen gemieteten Sommerhäuschen hatten sie ihr bescheidenes Heim eingerichtet, das Klara scherzweise „Die Hütte des Glücks" nannte, und hier entstanden im nächsten Jahre die köstlichsten Perlen von Robert Schumanns Kunst. Frau Klara erzählt selbst darüber in ihren Erinnerungen: Im nächsten Frühjahre saßen wir eines Morgens im Gärtchen am Frühstückstisch. Robert, sonst still und in sich gekehrt, war heute ganz ausgelassen vor Glück und Freude, denn ein wunderschöner Tag kündigte sich an, die Sonne strahlte hell und warm und die ersten Bienchen summten an uns vorüber, von ferne klang schwach das Trillern einer Lerche und die wenigen Blumen, die das Gärtchen schmückten, leuchteten bunt aus dem Grün. Plötzlich fiel mir ein Gedichtlein ein, das ich kürzlich gelesen hatte, und weil es mir so gefallen hatte, habe ich es mir gemerkt. Das sagte ich jetzt meinem Pünktchen. (Punkt oder Pünktchen war der Kosenamen Roberts von seiner Kindheit her. Seine Mutter hatte den allzeit fröhlichen Knaben getauft: Unser lichter Punkt im Leben! und so war Punkt oder Pünktchen sein Kosenamen geblieben und auch von seiner Braut und Frau übernommen worden.) Robert war geradezu entzückt von dem Liede und bat, ich solle es noch einmal und dann noch einmal sagen, ich tat es gern. Das Verschen hieß: So sei gegrüßt viel tausendmal, holder, holder Frühling! Willkommen hier in unserm Tal, holder, holder Frühling! Holder Frühling überall, grüßen wir dich froh mit Sang und Schall, mit Sang und Schall! — Da sprang Robert auf, zog mich an der Hand mit in das Zimmer, in welchem das Klavier stand, setzte sich, probierte ein wenig, und nachdem er sich eingespielt hatte, floß ihm die Melodie zu dem Frühlingsliede, das von Hoffmann von Fallersleben stammte, nur so zu."

So wurde eines unserer schönsten Frühlingslieder geboren, ja, eines unserer schönsten im Volkstone gehaltenen Lieder überhaupt. Wo gäbe es einen Gesangverein, wo gäbe es eine Schulklasse in deutschen Landen und deutscher Zunge, welche noch nicht dies Liedlein gesungen hätten, diese köstliche Gabe, die schon allein genügen würde, Schumanns Name für immer zu erhalten.

Und wer einmal recht trüber Stimmung ist, der mag sich dies Lied vorsummen oder singen, es wird ihm heiter werden im Gemüt! Versuche es nur jeder einmal!

Als Frau im Himalaya.

Von Hettie Dyhrenfurth.

Als mich unser junger Kameramann Hans Ertl, München, kennen lernte, meinte er trocken und liebenswürdig: „Sie wollen mit auf die Expedition? Meiner Meinung nach ist es ein Blödsinn, Frauen auf solche Unternehmungen mitzunehmen." Er hatte vollkommen recht, denn auch die beste Alpinistin wird nie das leisten, was ein guter Bergsteiger kann. Ganz besonders im Himalaya. Dort handelt es sich ja nicht nur um bergsteigerisches Können, sondern vor allem um körperliche Höchstleistungen. Der beste Bergsteiger kann dort versagen, wenn sein Körper nicht imstande ist, sich an die große Höhe und die veränderten Lebensbedingungen zu gewöhnen. Wenn ich also an den Himalaya-Expeditionen meines Mannes teilnehme, so bin ich mir vollkommen bewußt, daß ich sportlich keinerlei Hilfe, höchstens ein Hemmschuh bin. Meine Aufgaben liegen auf ganz anderen Gebieten.

Wenn der Laie von einer Himalaya-Expedition hört, so hat er eine dunkle Vorstellung von einem großartigen, gefährlichen Abenteuer. Was außerdem — im Stadium der Vorbereitungen — für Energie, Kopfzerbrechen und Arbeit, wirklich eiserne, monatelange Arbeit dazu gehört, bis eine solche Expedition endlich startbereit ist, davon ahnt niemand etwas, der es nicht selbst mitgemacht hat.

Das Allerschwierigste ist stets die Finanzierung. Es gab für uns nur eine Möglichkeit — der Film. 1930 hatten wir auf unserer ersten Expedition einen reinen Kulturfilm gedreht, diesmal wollten wir einen richtigen großen Spielfilm schaffen, einen Film, dessen Handlung eng verknüpft ist mit der Mystik tibetanischer Bergklöster und der großartigsten Hochgebirgslandschaft der Welt.

Die Filmverträge wurden erst am 23. März unterzeichnet. Theoretisch war schon alles längst bis ins Letzte durchdacht und vorbereitet, wie bei einem Generalstabsplan. Alle Bestellungen für die persönliche Ausrüstung der Teilnehmer, allgemeine Expeditionsausrüstung, Verproviantierung usw. — kurz die gesamte praktische Vorarbeit konnte aber erst jetzt in Gang gesetzt werden. Der größte Teil des Gepäcks mußte aber bereits am 4. April per Fracht von Zürich abgehen. Wir haben also buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet und in diesem Stadium der Expedition bereits einen Weltrekord aufgestellt: Die Ausrüstung einer großen Himalaya-Expedition innerhalb 14 Tagen.

Was Packen anbelangt, bin ich ja an Kummer gewohnt, aber diesmal war es wirklich etwas arg. Von Karfreitag